



Die Straßenbahn als Blisableiter. Eine eigenartige Erscheinung, die bereits bei der Gewitterkatastrophe am 14. April 1902 zutage trat, ist auch bei dem starken Gewitter am Sonntag in Berlin beobachtet worden. Es stellt sich immer mehr heraus, daß die Straßenbahn-Oberleitungen einen vorzüglichen Schutz gegen Blisgefahr für diejenigen Häuserreihen bilden, an denen die Stromleitungen der Straßenbahn vorbeiführen. Bei dem Unwetter kürzlich gab es mittelbar über Berlin mindestens 30-40 elektrische Entladungen und dennoch wurde nur ein einziges Gebäude von dem elektrischen Funken berührt, und zwar in der Reihstraße, durch die keine Straßenbahn fährt. Dagegen sind Blisstrahlen in 23 Fällen in die Sektionskästen oder Masten der Straßenbahn und in mindestens drei Fällen in die Stromleitungen gegangen und wurden durch Blisableiter unschädlich gemacht. Ganz besonders bemerkenswert ist hierbei, daß die Mehrzahl der Blisschläge innerhalb des Häusermeers Berlins niedergingen und unter Vermeidung der hochgelegenen Punkte der Gebäude in die häufig dicht an den Häusern angebrachten Sektionskästen drangen. Obwohl sich die Straßenbahnleitungen somit als besonders empfänglich für elektrische Entladungen erwiesen haben, ist eine Gefährdung des Straßenbahnverkehrs hierdurch nicht zu erwarten. Sämtliche Straßenbahnwagen sind mit sicherwirkenden Blisableitern versehen, die das Eindringen der elektrischen Kraft in das Wageninnere unmöglich machen.

Ein lustiger Telefonkrieg ist in Paris ausgebrochen und selbst dort zur Zeit den allgemeinen Gesprächsstoff. Der Kampf begann mit einer Differenz, welche eine Abonnentin des Telefons, eine sehr beliebte fette Schauspielerin, Fräulein Schibiac, mit der ihren Apparat bedienenden Telephonistin hatte. Fräulein Schibiac hatte sich sehr lange vergeblich bemüht, ihr Telephonant anzurufen und rief, als sie schließlich doch keinen Anruf erhielt, die Telephonistin, die in Paris zum Glück nicht Beamtin ist, ein nicht sehr freundliches Epitheton aus dem Thierreich zu. Zur Strafe wurde Fräulein Schibiac hohlgelächelt, man stellte einfach keine Verbindung mit ihr her. Kaum wurde dieser Vorfall aber bekannt, als alle Welt wie auf Verabredung das Telephonant mit dem Ersuchen um Verbindung mit Fräulein Schibiac überhäufte, so daß die Damen auf dem Amt sich überhaupt nicht mehr zu helfen wußten. Aber die Sache hatte noch weitere Folgen. Die Abonnenten des Telefons traten in großer Zahl zusammen und gründeten unter der Leitung eines Herrn de Montebello eine Liga der Telephonabonnenten. Diese Liga will gegen einen möglichen Jahresbeitrag ihre Mitglieder gegen die Uebergriffe der Telephongesellschaft schützen und ferner das ihrige zur Verbesserung des Telefons in Paris beitragen. Und nun die komische Seite der Sache. Der Präsident der Liga stellt den Vorfall Telephonistinnen ein Muster vor und zwar — die Kolleginnen aus Berlin. Er erzählte von einem Pariser Geschäftsmann, der bei seinem Aufenthalt in Berlin innerhalb 15 Minuten 17 verschiedene telephonische Verbindungen auf Wunsch erhalten habe.

Ein spanischer Schatz? Aber nicht von der Art, die sonst Goldgruben und Gerichte zu beschäftigen pflegt, sondern ein wirtschaftlicher, der jedoch noch zu heben bleibt. Er soll, der „R. B.“ zufolge, auf dem Grunde der Bucht von Vigo liegen, da, wo sie sich in nordöstlicher Richtung zusammenschneidet. Es war im Jahre 1702, als die zwölf spanischen Galeonen Tamber, Esparche, Almirante, Ereeta, Chatternan, Urea, Trella, Sarto, Narra, Telleiro, Togo und Soteio, von französischen Kriegsschiffen geleitet, mit dem Tribut der amerikanischen Kolonien aus Gold- und Silberbarren bestehend, im Werte von vielen Millionen, hier anlangten. Der spanische Erbfolgekrieg war gerade ausgebrochen, und Engländer und Holländer suchten diesen Umstand auszunutzen und sich der reichen Beute zu bemächtigen. Als sie aber in der Nähe der Gies-Inseln gesichtet wurden, sollen die Spanier ihre Schiffe, um sie nicht in die Hände des Feindes fallen zu lassen, in den Grund geholt haben. Und da liegen sie nun seit jener Zeit, nicht ohne daß inzwischen mehrfache Versuche gemacht worden wären, um die Schätze zu heben. So erschien im Oktober 1825 die englische Bark Enterprise und arbeitete mit Hilfe einer gewöhnlichen Taucherglocke bis zum August 1826. Sie fand die Schiffe

auch zwischen Punta de San Adrian und Monte Gordon liegend und man holte auch Kanonen, Kugeln, eiserne Ketten und dergleichen heraus, aber die Gold- und Silberbarren waren nicht zu entdecken. Nach der Ueberlieferung sollen sie unter Holz verborgen gewesen sein, um sie den Plündern der Seeräuber zu entziehen. Man fand nur ein silbernes Tablett mit dem spanischen Wappen und der Jahreszahl 1691. Jetzt ist nun der italienische Dampfer San Clemente mit dem Erfinder eines Unterseebootes und eines Hydrostopen, namens Pino, dort eingetroffen, um neue Versuche anzustellen. Vier der Schiffe wurden auch sofort wieder aufgefunden, und zwar sollen zwei davon noch völlig unberührt sein. Anfang Mai gedankt Pino mit den Hebungsarbeiten zu beginnen; es muß sich dann zeigen, ob sich die Ueberlieferung bewährt oder ob die Spanier damals das edle Metall noch rechtzeitig in Sicherheit bringen konnten. Man sieht dem Ergebnis mit großer Spannung entgegen. Verschiedene englische Blätter haben bereits die Entsendung von Sonderberichterstattern angekündigt. Die spanische Regierung schickte das Torpedoboot Albas an Ort und Stelle, um die Arbeiten zu beaufsichtigen, da sie sich zwanzig Prozent von dem etwaigen Gewinn ausbedungen hat. Die Handelskammer von Genua und der Stadtrat von Vignazio sollen ihren Landmann Pino bereits im Voraus beglückwünscht haben. Weiteres bleibt, wie gesagt, abzuwarten.

Die Kagen von Port Arthur. Eine Dame, die aus Port Arthur nach Petersburg zurückgekehrt ist, erzählte dort in einer Gesellschaft, welche sonderbare Wirkung das Bombardement der Stadt auf die Kagen ausübte: „Ich stand bei jedem Bombardement an meinem Fenster, sagte sie, „natürlich nur bei Tage, denn bei Nacht wagte ich mich nicht aus dem Bette. Vor mir befand sich ein kleines niedriges Dach, auf dem sich vier oder fünf Kagen aus der Nachbarschaft zu versammeln pflegten. So oft bombardiert wurde, erschienen die Kagen, so daß ich das zweite Mal aufmerksam wurde und sie durch die Fensterscheiben betrachtete. Bei jedem Kanonenschuß — bum, bum! — richteten sich die Kagen hoch auf und schienen weniger entsetzt als während zu sein. Wenn dann die Bombe pfeifend durch die Luft klang — aii — entspann sich zwischen den Kagen eine furchtbare Schlacht. Sie stürzten aufeinander los, sprangen fauchend und schreiend umher wie kleine Tiger und schienen einander für die Schieberei da draußen verantwortlich zu machen. Das alles war so komisch, daß wir lachen mußten, obwohl das Bombardement sonst durchaus keinen Grund zur Heiterkeit gab. Nachdem sie sich geschlagen hatten, zogen sie sich für einen Augenblick wie betäubt zurück; sobald aber das Schießen wieder begann, begann auch ihr Kampf von neuem.“ Die Naturforscher sollten sich mit diesem Fall beschäftigen. Bis jetzt hatte man von der „Bombophobie“ der Kagen noch nichts gehört.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Bibliothek des allgemeinen und praktischen Wissens. Zum Studium und Selbstunterricht in den hauptsächlichsten Wissenschaften und Sprachen für Kaufleute, Gewerbetreibende, Beamte usw. In Verbindung mit hervorragenden Fachmännern herausgegeben von Emanuel Müller-Baden. (Erscheint in 75 Lieferungen zu je 60 A beim deutschen Verlagshaus Bong und Co. in Berlin W. 57). Die Hauptabchnitte des gediegenen Werkes sind: Französische Sprache. Englische Sprache. Handelswissenschaft (Buchführung, Wechselkunde, Geschäftsbetrieb usw.). Handelskorrespondenz (deutsch, englisch, französisch). Kaufmännisches Rechnen. Stenographie (nach dem System Gabelberger, Stolz und Stolz-Schrey). Arithmetik Geometrie. Geographie und Völkerkunde. Geschichte. Geologie und Mineralogie. Zoologie und Botanik. Photographie. Himmelskunde. Physik. Chemie. Alles Wichtigere aus Technik, Industrie, Verkehr usw. usw. Die Erwartungen, die wir an die bis jetzt herausgegebenen Lieferungen knüpfen durften, haben sich, wir können sagen, in geradezu glänzender Weise erfüllt, und wir dürfen versichern, daß die sieben erschienenen Lieferungen 11-13 sich den früheren ebenbürtig anschließen. Es finden in diesen neuen drei Lieferungen die französische Sprache, die Arithmetik, die Geschichte, die Stenographie (System Stolz), die Chemie, die Kontorwissenschaft, die Physik ihre Fortsetzung in der bereits rühmlichst bekannten, für jedermann leicht faßlichen Behandlung des Stoffes.

Vellongärtnererei und Vorgärten. Von Johannes Böttner, Chefredakteur des praktischen Ratgebers im Obst- und Gartenbau. Mit 120 Abbildungen. Preis 1,80 A. (Frankfurt a. Oder. Verlag von Trowitzsch und Sohn). Es ist wieder eine echt Böttner'sche Schrift, das heißt durch und durch praktisch, wie sie nur von einem Fachmann verfaßt werden kann, der selbst mitten in der Praxis steht. Das hübsch ausgestattete Buch mit seinem reichen Bilderreichtum wird namentlich den Bewohnern der Großstädte hochwillkommen sein.

Bratbüchlein von Frau Luise Rehle. Ueber 130 Anweisungen zur Herstellung nahrhafter und wohlsmekender Bratpfannen ohne Fleisch. 72 Seiten. Sechste vermehrte Auflage. Preis 60 A. Zu beziehen von Adolf Rehle, Handelslehrer in Hannover. — Dies Werk verfolgt den Zweck, Ersatz für Fleisch zu schaffen, und der Umstand, daß bereits 20,000 Exemplare davon verkauft sind, zeugt davon, daß es seine Aufgabe in bester Weise erfüllt.

Bilz Zukunftsstaat. Staatseinrichtung im Jahre 2000. Neue Weltanschauung. Jedermann wird ein glückliches und sorgenfreies Dasein gesichert. Der bekannte Verfasser entwickelt in seinem Buche neue praktische Vorschläge und Ideen zur Lösung der sozialen Frage. Schon der Titel und Inhalt zeigen, daß das Buch eines der interessantesten sein dürfte, was je erschienen ist und seines brennenden Themas wegen, Beifall und Käufer finden wird, zumal der Preis ein außerordentlich niedriger ist. Zu beziehen durch J. C. Bilz Verlag, Leipzig.

„Von der Frau für die Frau“, ist das Leitmotiv, unter dem der zur Ausgabe gelangte erste Jahrgang von „Hillgers Illustriertem Frauen-Jahrbuch“ erschienen ist. (Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9.) Was das bereits im 7. Jahrgange erschienene rühmlichst bekannte „Hillgers Jahrbuch“ als wertvoller Bestandteil seiner Bibliothek für den Mann ist, das soll „Hillgers Frauen-Jahrbuch“ für die Frau werden, ebenso nützlich, ebenso unentbehrlich! Die hervorragendsten Vertreterinnen und Führerinnen der Frauenbewegung sind durch wertvolle Beiträge vertreten und bieten ein übersichtliches, klares Bild über diese, seit Jahren die ganze Menschheit bewegende Frage. Jedoch nicht nur für die Anhänger der Bewegung, sondern auch für die Gegner derselben bietet „Hillgers Frauen-Jahrbuch“ eine Fülle des Interessanten und Lehrreichen. Trotz des Umfanges von ca. 500 Seiten ist der Preis nur 1 A., gebunden 1 1/2 A. Wir können das Buch auf das wärmste empfehlen.

Kneipp's Blutreinigungs-Thee aus neuen Heilkräutern sollte seiner vorzügl. Eigenschaften wegen in jeder Familie fehlen. Er ist echt zu haben Kneipp-Haus, 59 Rheinstraße 59. Telefon 8940. 9481. Bitte genau auf die Firma zu achten.

Kinder-Strümpfe
vorzügliche haltbare Qualitäten in echt-schwarz, lederfarbig, weiss und bunt kaufen Sie zu billigen festen Preisen bei **L. Schwenck, Mühlgasse 9.**
Specialhaus für Strumpfwaren.
Reizende Neuheiten aller Arten
Kinder-Söckchen.
6965

Kranken- und Sterbe-Kasse für Schlosser und Genossen verwandter Berufe (Eingeschriebene Hilfskasse Nr. 2).
Samstag, den 14. Mai 1904, Abends 8 1/2 Uhr, findet im Lokale zur Deutschen Hof, Goldgasse, ein:
außerordentliche General-Versammlung statt, wozu die Kassenmitglieder zu recht zahlreichem Besuch eingeladen werden.
Tagesordnung:
1. Abänderung des Kassensatzes (Erhöhung der Wochenbeiträge).
2. Verschiedenes.
Der Vorstand:
Wendler, Vorsitzender.
317

Sunlight Seife
Mit wenig Arbeitsaufwand bewältiger Wäsche- rinnen und die Waschan- stalten beim Gebrauch von Sunlight Seife die schwierigsten Wäsche- stücke. Sie bedürfen dann keinerlei scharfer Chemikalien und teuflischer Erfindungen zur Erleichterung der Arbeit auf Kosten der Wäsche. Sunlight Seife reinigt allein durch ihre eigene Reinigungskraft — ohne daß ihr bei ihrer Herstellung nur der geringste scharfe Bestandteil beigemischt ist — und zwar durch ihren hohen Fettgehalt. Die Reinheit der zu ihrer Fabrikation verwendeten Fette und Öle wird garantiert. Die Wäsche wird geschont, die Hände und die Haut werden nicht angegriffen. Mit Sunlight Seife erspart man Geld, Zeit, Gesundheit und Kraft.

Rezept zur Glanzbügelei!
Man nehme einen Theelöffel voll



Zu haben in den meisten Drogen-, Colonial- waren- und Seifen- geschäften. 886/88

Alle Sorten Leder, auch im Aufschnitt empfiehlt billigst **A. Rödelheimer,** Mauerstraße 10. 4439



Haben Sie Reparaturen an Uhren, Goldwaaren und optischen Artikeln, so gehen Sie zu **J. Werner, Marktstrasse 6.** Dort wird Ihre Uhr nicht allein unter Garantie Ihrem Wunsche entsprechend in Ordnung gebracht, Sie finden dort auch reiche Auswahl in allen möglichen Gelegenheits-Geschenken. **J. Werner, Marktstrasse 6.** Bitte genau auf die Firma zu achten!



Feierstunden

* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 112.

Samstag den 14. Mai 1904.

19. Jahrgang.

Zwischen zwei Pflichten.

Roman frei nach dem Amerikanischen. Von Erich Friesen.

Rechtbruch verboten!

Fortsetzung.

Alfredo ist so verwundert und gleichzeitig angenehm überrascht, daß er seine Augen kaum mehr abwendet von dem pikanten Gesichtchen mit dem herzigen Grübchenlächeln und dem wechselnden, lebhaften Mienenspiel. Er begreift nicht, wie er seine Frau jemals für unbedeutend halten konnte.

Wiederholt ergreift er das Glas und trinkt ihr zu, sie durch seine stumme Anerkennung immer mehr aufmunternd.

Endlich hält Fedora es an der Zeit, die Tafel aufzubeheben, um sich sofort mit der Marchesa und Graziella in ihr Boudoir zurückzuziehen.

Die beiden Herren sind allein.

Umwillkürlich atmet der Oberst wie erleichtert auf.

„Rein, hat das Mädchen einen aufgeregt!“

„Wie? Wer?“ fragt Alfredo verwundert.

Augenscheinlich weilen seine Gedanken ganz wo anders.

„Nun, Fedora!“ erwidert der Oberst, indem er sich eine Zigarre anbrennt. „Das Mädchen hat etwas Unbegreifliches, etwas Faszinierendes an sich. Manchmal beängstigt mich ihr Wesen fast.“

Nur mit Mühe kann der junge Offizier seine Gedanken von seiner kleinen Frau losreißen. Immer noch sieht er im Geiste ihr lebensprühendes Gesichtchen, hört er ihr melodisches Lachen.

„Ah —, Du sprichst von Fedora, Onkel. Ja, sie ist ein eigenartiges Mädchen“, erwidert er gepreßt.

Hastig nimmt er einen Schluck aus seinem Glas. Dann zündet auch er sich eine Zigarre an.

Eine Zeitlang passen beide schweigend draußlos, nach dem erregenden Wortgeplänkel sich ganz der wohlthuenden Ruhe hingebend.

„Onkel Eugenio!“ ruft plötzlich Alfredo ganz unvermittelt. „Warum hast Du sie überhaupt hergebracht?“

„Wen, mein Junge?“

„Fedora.“

„Sie ist doch meine Tochter!“

„Ja, aber wenn sie bisher keine Ahnung von Deiner Existenz hatte, konnte das doch auch so bleiben.“

„Warum denn?“

„Durch ihr Austausch ist unser aller Frieden gestört. Du selbst bekennst bereits, daß sie Dich beängstigt, Onkel Eugenio. Und ich —“

Er stockt.

„Und Du?“ fragt der Oberst lebhaft, die Zigarre aus dem Munde nehmend.

Nachdenklich schnippt Alfredo den Aschenlegel von seiner Zigarre. Dann erwidert er langsam:

„Ich bekenne offen: es gab eine Zeit, noch vor meiner Vermählung — da stand ich völlig in ihrem Banne. Und wenn sie nicht selbst in ihrer stolzen Größe mich an meine Pflicht Graziella gegenüber erinnert hätte — wer weiß, was geschehen wäre!“

Erschrocken läßt der Oberst seine Zigarre fallen.

„Mein Junge, wie ist das möglich?“

„Wie das möglich ist?“ wiederholt Alfredo mit leisem Lächeln. „Das fragst Du, Onkel Eugenio, der Du ganz und gar unter ihrem Einfluß stehst?“

„Ich bin ihr Vater, Alfredo!“

„Umso merkwürdiger, weil Du ihr Vater bist, ihr also befehlen müßtest. Wen Du nun schon so begünstigt von ihr bist, um wieviel mehr mußt ihr Wesen auf einen jungen und deshalb noch viel empfänglicheren Menschen wirken!“

„Ja, ja!“ seufzt der Oberst tief auf. „Etwas Geheimnisvolles umschwebt sie stets. Ich nehme an, ein Hauch ihrer früheren Erziehung ist an ihr hängen geblieben.“

„War sie nicht früher Militästin?“

„Ja. Ihre Mutter starb bei ihrer Geburt in Kagra. Bis zu ihrem fünfzehnten Jahre verbrachte Fedora ihr Leben in den Weibergwertern Sibiriens.“

„O —! Und jetzt?“

„Wie meinst Du?“

„Wie sind ihre Ansichten jetzt?“

„Sie hat ihre militärischen Ansichten aufgegeben.“

„Hat sie es Dir selbst gesagt?“

„Rein. Aber ich habe sie darum, da dann mein Glück vollkommen wäre.“

Gedankenvoll bläst der junge Offizier ein paar Rauchwölkchen in die Luft.

„Sei nicht zu sicher, lieber Onkel! Gewiß hat sie drüben in Rußland Freunde, die sie zu beeinflussen suchen werden. Vielleicht kommen im Winter gar welche hierher!“

„Unsinn, mein Junge! Wer wird so schwarz sehen! . . . Ah, da ist Boris. Er scheint eine Mitteilung zu haben . . . Was wünschen Sie, Boris?“

Der Diener nähert sich mit einer tiefen Verbeugung.

„Ein Herr ist im Empfangsalon, Herr Oberst. Er wünscht Sie zu sprechen.“

„Sein Name?“

„Er wollte ihn nicht nennen.“

Der Oberst runzelt die Stirn.

„Sagten Sie ihm nicht, daß ich beschäftigt bin?“

„Doch, Herr Oberst. Er erwiderte, er müsse Sie unbedingt sprechen.“

„Es ist gut. Ich werde kommen.“

Der Diener zieht sich zurück.

„Lieber Onkel“, bemerkt Alfredo finnenb, „wollst Du nicht lieber den Mann zurückweisen? Er nennt seinen Namen nicht, er kommt zu so ungewohnter Abendstunde —“

„Unsinn, mein Junge! Denkst Du, ich lasse mich einschüchtern? Gerade will ich ihn sprechen — und zwar sogleich.“

Damit reißt der Oberst seine hohe Gestalt empor und schreitet festen Schrittes aus dem Zimmer, durch die Halle, hin zum Empfangsalon.

Am Fenster steht ein mittelgroßer Mann von untersehtent Körperbau, mit grau meliertem Bart und fittig funkelnden, schwarzen Augen. Seine unschönen, aber kräftigen Züge tragen an

verfesselt den Stempel außerordentlicher Energie und Willenskraft.

Beim Anblick des Obersten kommt er einige Schritte näher, verbeugt sich tief und beginnt in gutem, wenn auch etwas fremdländischem Italiänisch:

„Man hat Sie vorbereitet auf meinen Besuch, Herr Oberst?“

„Im Gegentheil. Sie wollten meinem Diener ja Ihren Namen nicht nennen. Bitte, wollen Sie sich nicht setzen?“

„Ich bin so frei.“

Der Fremde nimmt auf einem der blauseidenen Hauteuils Platz, während der Oberst, den Arm leicht auf den Kaminsims gestützt, stehen bleibt.

Schwüle Pause.

„Herr Oberst“, beginnt nach einer Weile der Fremde, seine Augen durchdringend auf das edle Gesicht vor ihm richtend.

„Wozu viele Umschweife! Sie und ich — wir sind beide Mitwisser eines Geheimnisses.“

Der Oberst zuckt zusammen. Einen Augenblick scheint sein Herzschlag zu stocken.

Dann sagt er in seinem abweisendsten Tone:

„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr.“

Der Fremde lächelt ein wenig — ein spöttisches, beleidigendes Lächeln.

„Ich glaube doch, Herr Oberst. Oder sollte wirklich Ihre Nichte, diese kleine Porzellanpuppe, Ihnen verschwiegen haben, daß ich mich Ihnen ankündigte? Wie Sie sich wohl denken können, war meine Begegnung mit Ihrer Nichte in Montreux keine zufällige. Ich erfahre alles, was in Ihrem Hause vorgeht. Ich kenne so ziemlich jeden Ihrer Schritte. Sie gleichen der Fliege; ich bin wie die große Spinne. Die Fliege beginnt im Netz der Spinne zu zappeln.“

Der Oberst will aufstehen, besinnt sich jedoch und zwingt sich zu einem gleichgültigen Gesichtsausdruck.

„Mein Herr, Sie vergessen, zu wem Sie sprechen!“

„Durchaus nicht“, lautet die kalte Entgegnung. „Ich weiß, ich spreche zu dem Oberst Antonelli, einem Nachkommen eines der ältesten Geschlechter Italiens. Diese Thatsache berührt mich jedoch nicht im geringsten. Mehr schon das Bewußtsein, daß Sie reich sind — sehr reich sogar . . . Die Fliege befindet sich ganz und gar in der Macht der Spinne, und es hängt nur von der Diplomatie der Fliege ab, wie lange die Spinne sie noch herumkrabbeln läßt.“

Der Oberst hat die Empfindung, als müsse er dem frechen Menschen da vor ihm ins Gesicht schlagen. Doch wieder bezähmt er seinen Zorn. Ist es nicht besser, zu erfahren, wo der Mensch hinaus will?

„Ihr Name?“ fragt er eisig.

„Gut —! Mein Name wechselt. Manchmal nennt man mich „Graf Dimitriewitsch“, manchmal „Mr. Drei“. Vor etwa fünfundsiebzig Jahren schätzte man mich als einen der gewandtesten Diplomaten Rußlands. Als solcher wurde ich der vielbeneidete Gatte einer gewissen hübschen, goldblonden Dame —“

Der Oberst ist todtbleich geworden. Schwer stützt sich seine Hand auf den Kamin.

„Sind Sie — der — Fürst Orlovsky?“ fragt er nach einer kurzen Pause, fast heiser vor Erregung.

„Der bin ich.“

„Verlassen Sie augenblicklich mein Haus, wenn Sie nicht wollen, daß ich Sie hinauswerfen lasse!“

Der edle Zorn des Obersten macht nicht den geringsten Eindruck auf seinen Widersacher.

„Rufen Sie doch Ihre Dienstboten!“ höhnt er; „aber die Italiänischen! Die russischen werden sich wohl hüten, Ihrem Befehl Folge zu leisten. Außerdem — los werden Sie mich doch nicht. Binnen kurzem komme ich wieder — vielleicht in anderer Gestalt, vielleicht unter anderem Namen; aber ich komme. Ist es da nicht besser, wir verständigen uns gleich jetzt?“

„Ich verstehe Sie nicht. Was wünschen Sie von mir?“

„Um — bevor die Spinne die Fliege tödtet, beabsichtigt sie, ihr noch etwas Blut auszusaugen.“

Der Oberst senkt das Haupt. Sein Blick fällt auf seine Hand, die sich noch in innerer Krampfhaft auf den Kamin stützt. Noch nie vorher bemerkte er, wie edel die Formen derselben sind, wie die markierten Finger, die schlanken Gelenke auf eine vornehme Natur schließen lassen.

Aber diese edelgeformte Hand zittert jetzt, während des Rufens muskulöse, breite Hand mit den knotigen, dick zulaufenden Fingern ruhig und fest auf der Tischplatte liegt.

„Schurke!“ murmelt der Oberst zwischen den Zähnen. „Machen Sie schnell, damit wir miteinander fertig werden!“

„Sie sprechen mir aus der Seele, Herr Oberst. Also zur Sache!“

Der Russe lehnt sich in seinen Stuhl zurück. Noch einige Augenblicke fixiert er sein Gegenüber, dann beginnt er in geschäftsmäßigem Tone:

„Als Fürst Orlovsky heirathete ich vor fünfundsiebzig Jahren eine sehr schöne Russin, die all meine Sinne gefangen nahm. Aber für einen Mann meines Temperaments ist es unmöglich, à la Turteltaubchen mit seiner Frau zu leben. Bald regte sich Eifersucht, bald Zorn, bald eine Art Grausamkeit. All diese Empfindungen wurden noch geschürt durch das Bewußtsein, daß ich äußerlich vielen Männern nachstand. Meine Gattin wurde viel umschwärmt. Ich engagierte Espione, die jeden ihrer Schritte bewachen mußten. Mit einer Art grausamer Gier wartete ich darauf, daß Wanda sich etwas zu Schulden kommen lassen würde, damit meine Eifersucht Befriedigung fände, damit ich die Untreue züchtigen könnte. Vergebens. Keiner der geschwiegelten Vassen brachte es nur bis zu einem aufmunternden Lächeln ihrerseits. Schon glaubte ich, alle Mühe sei umsonst. Ich begann, mich weniger um sie zu kümmern während meiner zeitweisen Abwesenheit von Petersburg . . . Da wurde ich eines Tages — ich befand mich damals noch im Dienste des Zaren — mit einer wichtigen Mission nach einer entfernten Gegend Rußlands betraut. Sie dauerte über ein Jahr. Auf der Rückreise ging im Schwarzen Meer das Schiff, auf welchem ich mich befand, unter. Alle Passagiere ertranken; nur ich, Dank einem glücklichen Zufall, entging dem Tode. Bevor ich nach Petersburg zurückkehrte, hatte ich noch in Moskau zu thun. Dort traf mich ein Brief eines der von mir engagierten Espione. Derselbe theilte mir mit, meine Frau erfreue sich der besondern Aufmerksamkeit eines italienischen Militär-Attachés und scheine dieselben nicht ungern zu leben. Gleichzeitig machte er mich darauf aufmerksam, daß mein Name in der Todtenliste der Passagiere des im Schwarzen Meere gesunkenen Dampfers mit aufgeführt sei. Meine Eifersucht und der mir angeborene Hang zur Grausamkeit triumphten. Ich wollte noch eine Weile „tot“ bleiben, um zu sehen, wie weit die Angelegenheit zwischen meiner Frau und dem Italiener gedeihen würde . . . Da erhielt ich nach ein paar Monaten ganz plötzlich die Anzeige von der Wiederverheirathung meiner Gattin . . . Zuerst wollte ich sofort hervortreten und diese Ehe als nichtig erklären. Doch ich bezwang mich. Wenn ich noch einige Zeit wartete, würde die Strafe für Wanda noch härter sein. Ich bezähmte meine Ungebuld also etwa sechs Monate. Dann lenkte ich die geheime Polizei auf Wanda's Spur und ließ sie als Nihilistin verhaften. Alles Weitere kennen Sie. Durch Wanda's Verbannung nach Sibirien tra sich Sie beide gleich tief; mein Rachegefühl war befriedigt. Aber so viel steht fest: Wanda war nie Ihre Frau, nur —“

„Kein Wort weiter!“ ruft der Oberst, zitternd vor Zorn. „Sie wissen sehr gut, daß Wanda Sie für todt hielt. Die ganze Schuld trifft Sie allein, Sie erbärmlicher Lump Sie!“

Der Russe hat sich erhoben.

„Ruhig Blut, mein Bester! Wenn Sie mich auch beschimpfen — Sie sind doch die kleine Fliege, die im Netz der großen Spinne zappelt. Schon damals hatte ich mir einen bestimmten Plan ausgearbeitet. Ich verlor Wandas in Sibirien geborenes Kind — Ihr Kind, Herr Oberst, nicht aus den Augen. Ich war es, der es mit fünfzehn Jahren zur Gräfin Merikoff brachte. Ich war es auch, der es später Ihnen, mein verehrter Herr Oberst, in den Weg stellte. Glauben Sie, daß ich das alles ohne Grund gethan habe?“

Standhaft hielt der Oberst den boshaft funkelnden Blick des Russen aus, der sich in den seinen zu bohren scheint.

„Verlassen Sie mich!“ sagt er verächtlich. „Wir beide haben nichts miteinander zu thun.“

„So —!“ höhnt der Russe. „Und wenn ich nun Fedora alles mittheile? Wenn sie erfährt, daß sie nicht —“

„Meine Tochter wird groß genug denken, um die Dubeastreiche eines Schurken zu verachten“, fällt der Oberst stolz ein. „Sie liebt mich, sie vertraut mir, was auch kommen mag!“

„Und ihre übrige Verwandtschaft? Die Frau Marchesa mit ihren engherzigen Ansichten? Der junge Offizier und seine Gemahlin? Der ganze exklusive Kreis, dem Sie, mein hochehrenwerther Herr Oberst, angehören? Wird der ebenso vorurtheilsfrei urtheilen?“

Die stolze Miene des Obersten macht einem unbehaglichen Ausdruck Platz. Fedora, seinen Liebling, seinen Augapfel, unter den mitleidigen, ja vielleicht gar verächtlichen Blicken ihrer Umgebung erröthen zu sehen — dies geht über die Kräfte des braven Mannes.

„Nun, haben Sie mir nichts zu sagen?“ fragt der Russe schmunzelnd, indem er sich händereibend wieder in den Stuhl zurückgelehnt.

„Ich vermute, Sie brauchen Geld, nicht?“

„Ah, nun kommen wir einander schon näher, Herr Oberst. Gut. Rufen Sie mir sofort vierzigtausend Franken aus und ich bin vorläufig ruhig.“

„Vorläufig? Denken Sie, ich werfe mein Geld wie Spreu weg?“

„Wie Sie wünschen.“

Der Russe wendet sich zum Gehen. An der Thür blickt er sich noch einmal um.

„Eine letzte Chance, Herr Oberst. Sobald ich aus dem Zimmer bin, weiß Ihr ganzer exklusiver Kreis, daß Hedora —“

„O, Sie Schurke!“

„Die Fliege wird sich vielleicht noch was wehren; aber bald giebt sie nach. Haben Sie Ihr Checkbuch zur Hand, Herr Oberst?“

Einige Augenblicke birgt der Oberst das Gesicht in den Händen. Dann hebt er den Kopf stolz und frei. Festen Schrittes geht er zum Sekretär, schließt ein geheimes Fach auf, nimmt sein Checkbuch heraus und beginnt einen Check auszufüllen.

„Vierzigtausend Franken, zahlbar an —“

„Herrn Jack Milton“, vollendet der Russe mit spöttischem Lächeln. „Ja, meine liebe, kleine Fliege, die Spinne ist klug! Sie kennt alle Eventualitäten.“

Nachmals zögert der Oberst. Dann füllt er rasch den Check aus und reicht ihn mit abgewandtem Gesicht dem Russen.

(Fortsetzung folgt.)

Vor der Prüfungskommission.

Eine Abhandlung über modernes „Zeitungsdeutsch.“
Von Paul Schnabel.

Zur Zeit macht die Meldung betreffend die Errichtung von Lehrstühlen für Journalistik an den Universitäten die Runde durch die Blätter. Da dürfte es denn interessant sein, sich einmal vorzustellen, wie ungefähr eine Prüfung ausfallen würde, die zur Erlangung des Reisezeugnisses für Journalistik oder etwa gar für den „Dr. Journ.“ erforderlich wäre. Es sollen hier nun die Resultate einer solchen Prüfung wiedergegeben werden, wie sie in der „Abtheilung für Reporter“ an der journalistischen Hochschule vielleicht zu Tage treten würden. —

Das Semester ist also zu Ende und der für die mündliche Prüfung der cand. Journ. festgesetzte Tag ist herangekommen. Im Prüfungslokal hat die Kommission unter dem Vorsitz des gestrigen Herrn Professors für höhere Journalistik Platz genommen, und jetzt werden die zukünftigen „Vertreter der öffentlichen Meinung“ gruppenweise vorgelassen. —

Die Prüfung des Herrn Willy Tulpenthal, der aus der „Abtheilung für Reporter“ mit Pensur 1 (sehr gut) schied, gestaltete sich nach Erörterung einiger allgemeiner Angelegenheiten ungefähr folgendermaßen:

Professor: „Herr Kandidat, angenommen, es entstände jetzt irgendwo ein aufregendes Gerücht. Was würden Sie darüber berichten?“

Kandidat: „Das Gerücht durchheilt wie ein Lauffeuer die Stadt.“

Prof.: „Bei einer Vereinsfestlichkeit wird von der Tochter des Vorstehenden der Prolog gesprochen; wie würden Sie dies in Ihrem Blatte schildern?“

Kand.: „Der dem Feste entsprechende stimmungsvolle Prolog wurde von dem Fräulein Tochter des Herren Vorstehenden „mit echt weiblicher Anmuth schwungvoll“ vorgetragen.“

Prof.: „Und was würden Sie schreiben wenn während des Festes die Sängerschaft des Vereins einige Lieder zum Besten gibt?“

Kand.: „Den „gefanglichen Theil des Abends“ hatte die „altbewährte Sängerschaft des Vereins“ übernommen „und“ wurden die einzelnen Vorträge wirkungsvoll zu Gehör gebracht!“

Prof.: „Bei besagter Feier wird nun auch eine Festrede gehalten. Was würden Sie darüber berichten?“

Kand.: „Ich würde schreiben: Die Festrede hielt mit markigen Worten Herr A. „Langanhaltender, wohlverdienter Beifall“ wurde dem Redner am Schlusse seiner Ausführungen gezollt.“

Prof.: „Was thut ein Vereinsjubililar, nachdem ihm das Diplom für die langjährige Mitgliedschaft überreicht worden ist?“

Kand.: „Er dankt tiefbewegt und sichtlich erfreut!“

Prof.: „Was würden Sie über die Verhältnisse im Festlokal im Allgemeinen schreiben?“

Kand.: „Für den Fall, daß der Wirth ein Inherent meiner Zeitung wäre, würde ich schreiben, daß Küche und Keller das Beste boten.“

Prof.: „Herr Kandidat! Was würden Sie über einen Brand in der Zeitung veröffentlichen?“

Kand.: „Ich würde schreiben, daß durch das thatkräftige Einschreiten unserer braven Feuerwehr das Feuer auf seinen Verhinderungsbahn blieb und daß die Entstehungsurache unbekannt ist.“ (Der Professor nickt beifällig).

Prof.: „Was schreibt man nach Bekanntgabe irgend welcher strafbaren Handlung?“

Kand.: „Die Untersuchung ist eingeleitet“ und „die Polizei ist dem Thäter auf der Spur!“

Prof.: „Was thut der Tod?“

Kand.: „Rasch tritt der Tod den Menschen an. . .“

Prof.: „Wie würden Sie den Bericht über eine Abendunterhaltung des Vereins „Baderwelle“ schließen?“

Kand.: „Man ging mit dem Bewußtsein nach Hause, wieder einmal einen vergnügten Abend verlebt zu haben!“

Prof.: „Wie würden Sie in Ihrer Zeitung einen Festartikel für eines der kirchlichen Feste beginnen?“

Kand.: „Sobald das Osterfest in Frage kommt, würde ich das „Osterlamm“ zum Gegenstand meiner Betrachtung machen und ich würde Goethes „Vom Eise befreit sind Strom und Bäche“ zitieren. Falls es sich um das Pfingstfest handelt, würde ich ebenfalls mit Goethe beginnen: „Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen!“ —

Damit war die schwierige Prüfung beendet und einstimmig erhielt der Kandidat die Pensur „sehr gut“ um demnächst als wohlbestallter „Dr. Journ.“ dem Volke seine Weisheit zugänglich zu machen, vorausgesetzt, daß er hierzu auch einen Verleger findet.



Deutsche Biber.

Der Biber ist bei uns in Deutschland fast schon zu einem sagenhaften Tiere geworden, sein Vorkommen ist auf wenige Gegenden in unserem Vaterlande beschränkt, und hier verbringen einzelne Paare, sorgfältig von der Landesregierung geschützt, ihre Tage, ohne sich nennenswerth zu vermehren. Am bekanntesten sind die Biberwohnplätze in der Gegend zwischen Magdeburg und Wittenberg an den Elbufern, und ebenso an der Mulde unweit Dessau im anhaltischen Gebiete, wie auch an der Rulthe, die sich nicht weit von Warby in die Elbe ergießt. Ueberall lebt der Biber hier paarweise, seltener wird er noch zu größeren oder kleineren Familien angetroffen, weit häufiger dagegen zieht er einsam seine Wege. Wo der Biber, wie heute meist bei uns, einsam lebt, legt er sich am Ufer der Gewässer seine Höhle an, die unter dem Wasserspiegel mündet, sich allmählich gegen das Land zu erhebt und hier in einem Kessel endet, der vielfach auch noch einen zweiten Ausgang oberhalb des Wassers hat. Wo wenig Wasser vorhanden ist, legt sich der Biber bei niedrigem Wasserstande vielfach eine kleine Grube vor der Mündung seiner Wohnung an, und setzt diese Grube in Verbindung mit dem offenen Wasser. Zur Herbstzeit errichten dort, wo sich mehrere Tiere beisammen befinden, diese noch eine andere Wohnung, die einem Haufen aufgeschichteten Holzes gleicht. Diese Baue bezeichnet man als Burgen, sie sind unregelmäßig rund, oben stumpf kegelförmig, besitzen feste und dicke Wandungen, die aus kürzeren oder längeren rindenlosen Stämmen, aus Reisig, Zweigen, Rohr etc. bestehen, die innen und auch außen durch Erde, Sand und Schlamm dicht miteinander verbunden sind. Innen besitzen sie in der Regel zwei übereinander liegende Kammern, von denen die untere Kammer in gleicher Höhe mit dem Wasserspiegel liegt. Die Baumaterialien schafft sich der Biber selbst herbei. Sein ungeheurer starker Gebiß gestattet ihm, Zweige von der Dicke mehrerer Zentimeter mit einem einzigen Bisse zu durchbeißen, es verleiht ihm auch die Fähigkeit, Bäume zu fällen und Stämme zu durchnagen. Beim Baumfällen geht er sehr vorsichtig zu Werke, indem er einen dicken Stamm ringsum, sonst aber nur auf einer Seite so lange durch einzelne Bisse benagt, bis er endlich zum Sturze kommt. Die Wurzeln an solchen Stämmen bestehen in unzähligen, schuppenförmigen Einschnitten, die so scharf und glatt ausgeschnitten sind, als ob sie mit einem stählernen Werkzeuge gemacht worden wären.

Die Nahrung des Bibers setzt sich größtenteils aus der Rinde und den Zweigen zusammen, die das Tier gefället hat. Mit Vorliebe werden junge Weiden, Pappeln, Erlen, Eschen und Birkenrinde verzehrt; neben diesen Stoffen genießt der Biber aber auch noch die Wurzeln mancher Wasserpflanzen, tierische Nahrung verzehrt er. Immer lebt der Biber friedlich, aber ohne nähere Verbindung mit seinen Genossen, außer zur Zeit, wo gemeinschaftliche Bäume errichtet werden, zu denen es bei uns selten kommt.

Nur zur Fortpflanzungszeit strecken sich die Männchen, suchen sich zu beißen, während die Weibchen stets friedfertig sind. Der Gang des Tieres ist schwerfällig, da es immer mit der ganzen Sohle auftritt und mit dem Bauche den Boden berührt. Trägt der Biber dagegen ein Stück Holz zwischen den Vorderfüßen, so geht er nur auf den Hinterbeinen und mit weit nach vorwärts geneigtem Körper. Im Schwimmen dagegen ist das Tier hurtig und zeigt große Ausdauer, da dreht und wendet sich dann der äußerst biegsame Leib im Wasser, wobei Kopf, Rücken und Kreuzgegend zur Hälfte über dem Wasserspiegel herausragen, und hier entwickelt das Tier dann solche Schnelligkeit, daß es mit einem Boote kaum einzuholen ist. Wenngleich die Schädigung, die diese unberufenen Baumsfäller anrichten, nicht ganz unbedeutend ist, so geht man ihnen an ihren Standorten doch nicht allzu arg zu Leibe, man wünscht, das interessante Tier nicht völlig auszurotten.

III



Ein glückliches Versehen.

Das Jahr 1811 ist das einzige, in dem Napoleon als Kaiser seinen Feldzug persönlich leitete, und in dem er mit seiner Gattin Marie Luise Frankreich bereiste. So kam er auch in die Gegend von Wittsch. Da tönte es plötzlich: „Vive l'Empereur!“ Es waren Schuljungen, die von ihrem Lehrer geführt wurden. Napoleon fuhr aus dem Wagenschlage mit dem Kopfe und fragte, was es gebe. Ihm wurde darüber bald reiner Wein; denn der Lehrer trat heran und stotterte seine Anrede her. „Mein Freund, gebt mir die Anrede her und nun: Vorwärts!“ Der Lehrer griff in die Tasche und reichte dem abfahrenden Monarchen ein Schriftstück. Marie Luise eröffnete dasselbe und warf einen Blick hinein, dem ein heiteres Lachen folgte.

„Was hast du?“ fragte Napoleon.

„Der arme Teufel hat sich vergriffen und hat ein Original gegeben,“ entgegnete die Kaiserin. „Es ist das Blatt, auf dem der Fleischer Schneider zu Wittsch dem Lehrer den guten Rat gibt, die Gelegenheit zu benutzen und den Kaiser anzureden. Er mühte sich käufchen, wenn der Schritt ihm nicht wenigstens 35 Franken 50 Centimes einbrächte.“

Der Kaiser lächelte. In dem Moment fuhr man in Wittsch ein, und die üblichen Ehrenbezeugungen fanden statt, bei denen sich ein ziemlich corpulenter Herr eifrig beteiligte. Der Kaiser erkundigte sich nach dessen Namen und erfuhr, daß es der Fleischer Schneider sei.

„Kommt morgen früh; ich habe mit euch zu reden,“ sagte er zu dem Beschäftigten.

Am folgenden Morgen war der Fleischer sehr zeitig auf und ließ sich um sieben Uhr bei Napoleon melden. Der Kaiser empfing ihn liebenswürdig, führte ihn dann zu einem Tisch, auf dem 35 Franken 50 Centimes aufgezählt lagen: „Das sendet euch der Lehrer von Maron. Schickt ihm die quittierte Rechnung, liefert ihm auch monatlich für 25 Franken Ware, die Ihr meiner Rationistasse zur Last legen könnt.“

„Wie wird der wackere Lehrer sich freuen!“ rief der Fleischer. „Seine Stelle ist tatsächlich jämmerlich dotiert.“

„In der Tat?“ meinte Napoleon. „Sagt aber nicht, daß ich des Lehrers Schulden bezahlt habe. Man möchte mir mit mehr kommen, was mir zu bezahlen nicht so leicht würde.“

*

Telefon
3211.

Großer Abschlag.

Telefon
3211.

Ia. Limburger Käse, per Pfd. 30 Pf., im Stein.
ff. Tafelbutter, Centrifugen, per Pfd. Mk. 1.20, bei
5 Pfd. Mk. 1.15,
sowie alle Colonialwaaren in bekannt bester Qualität
zu den billigsten Preisen im

Germania-Consum,

Herderstr. 27. Lieferung frei Haus. Herderstr. 27

243

Rhein.-Westf. Handels-Lehr-Anstalt

Wiesbaden, Rheinstrasse 103.



Gründliche Ausbildung für den kaufmännischen Beruf
(Damen und Herren). 3-, 4-, 6- und 12-Monats-Kurse.
Einzelunterricht auf Wunsch.

Prospekte gratis und franko.

Rasiermesser von unerreichter Güte und
FRITZ HAMMESFAHR Schnittfähigkeit empfiehlt
Fabrik u. Versandhaus Foche Solingen.



D. R. G. M.
Nur bei mir zu
haben. Kronen-Diamant-
Stahl M. 3.25, Kronen-Silber-
Stahl M. 2.25. Fertig zum Gebrauch
mit Etui. Für jedes Stück wird garantiert.
Strohriemen M. 1.— bis M. 1.80. Rasierpinsel, Rasierschalen à M. —.50,
Schärfmasse M. —.30, Rasierseife M. —.25. Rasier-Garnitur complet in f.
Etui M. 8.—. Goldblechseife 1. Etui à M. 2.50 und M. 5.—. Versand
gegen Nachnahme. Katalog mit über 8000 Abbildungen bitte zu
verlangen franko und umsonst.

Hohenlohe'sche Hafer-Flocken

geben delikate Suppen
billig und nahrhaft.
Bewährte Kindernahrung.

In gelben Packeten mit dem Bilde der Schnitterin.



Man
verlange
**Scherer's
Cognac**
Gg. Scherer & Co.
Langen
b/Dormstadt.

Ärztlich empfohlen.

Preise stehen auf den Etiketten.

Flasche Mk. 1.90, 2.50, 3.—, 3.50, 4.—, 5.—

Cognac zuckerfrei. Flasche Mk. 3.—

Vorzüglich für Genesende und Zuckerkranken.

Niederlagen durch Placate kenntlich.

Jurany & Hensel's Nachf.

28 Wilhelmstraße 28

Buch- und Kunsthandlung,

(Telefon 2139)

gegründet 1843.

(Park-Hotel)

Leihbibliothek, (ca. 32 000 Bände), Journal-

Zeitschrift, Theatertextbücher.

8695

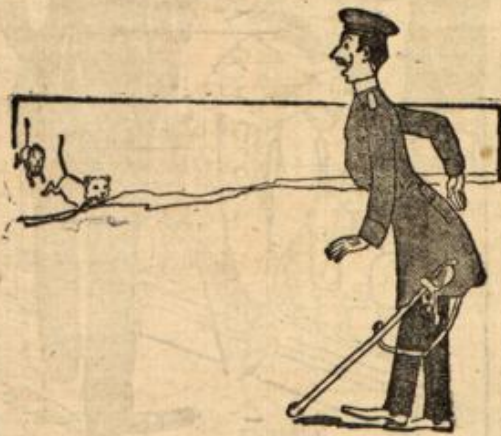
Vorverkauf von Theaterbillets.



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

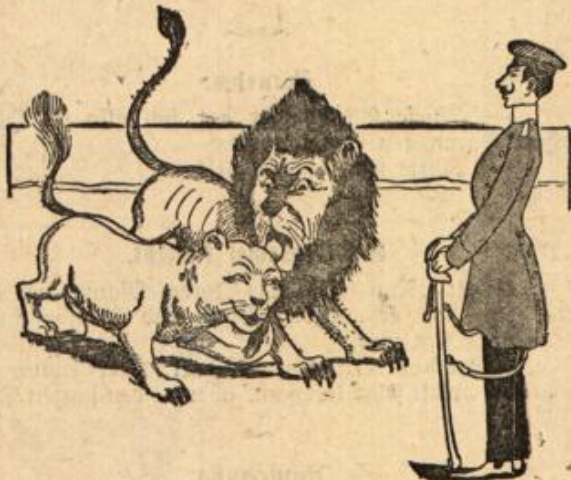
Rettung durch Eifersucht oder Die verliebte Löwin.



„Geh' da spazieren — Löwenpaar greift mich an.“



„Ich zunächst fliehen, bestimme mich aber“



„und bleibe stehen. Löwin stutzt und schaut mich verliebt an.“



„Löwe wird eifersüchtig, prügelt seine Gattin, und ich habe Zeit, mich zu retten.“

Die Rache des Gärtnerlehrlings

oder
Eine vernünftige Einweisung.

1.



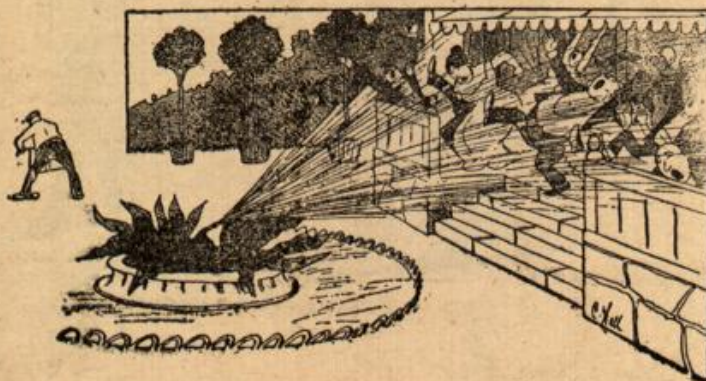
2.



3.



4.



Galgenghumor.

Piefefe (dem seine Frau durchgebrannt ist und der in der ausgeräumten Wohnung nur noch einen Strohsack vorfindet): „So, nu bin ich wat ganz apartes, nu bin ich ja een Strohsackwitwer!“

Trost.

Knabe: „Nu, au! Jetzt haben Sie mir ein Stuhl vom Ohr abgeschnitten!“

Barbier: „Na sieh mal, Heinrich, Du kommst ja bald zu einem Meister in die Lehre und da können die Ohren garnicht klein genug sein.“

Replik.

Wirt: „Sie Hasenfuß!“

Gast (der hinausgewiesen): „Na, wenn ich einer von Ihren Hasen wäre, dann würde ich Ihnen die Augen austragen.“

Boshaft.



— „Nicht wahr, Du brauchst den Hut garnicht abzunehmen, wenn Du Dir die Haare schneiden läßt?“

Vornehm.

— „Diese Gewohnheit hat sich also bei Ihnen, Herr Baron, fest eingebürgert.“

— „Bitte sehr, eingedeckt!“

Ein folgsamer Patient.

Arzt: „Nun sagen Sie Ihrem Manne vor allen Dingen, daß er mit dem Essen und Trinken äußerst vorsichtig sein muß.“

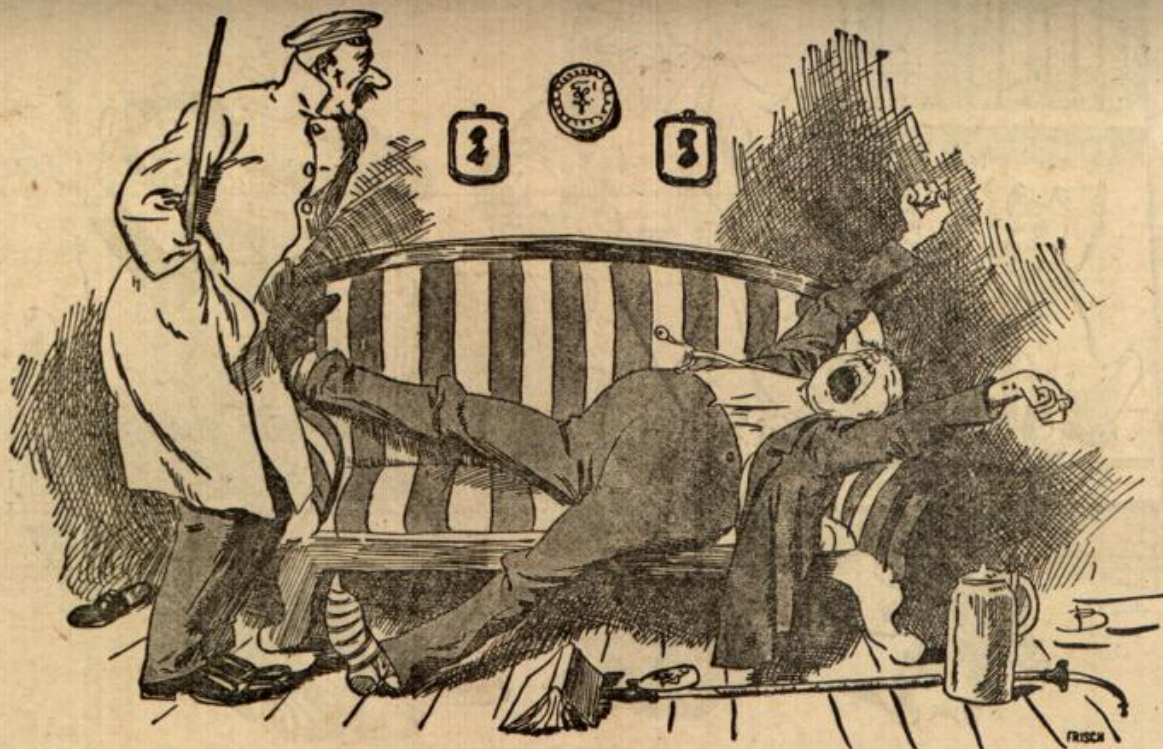
Frau des Kranken: „Is er, Herr Doktor. Er eßt und drinkt sehr langsam, aber — den ganzen Tag!“

Anpreisung.

Kommis: „Gnädiges Fräulein, in diesem Stoffe stecken mindestens zehn Heiratsanträge.“

— „Wenn wir nur recht viele Schriftsteller hätten wie der —“
— „Der hat ja noch nie was drucken lassen.“
— „Eben deshalb.“

Grösste faulheit.



Spund: „Na, Sumpf, willst Du denn gar nicht in's Kolleg gehen?“
Sumpf: „Ne; es ist doch nun mal ein angebrochenes Jahrhundert.“

Aufklärung.



Fremder: „Also das ist das berühmte Alphorn. — Ja, Verehrtester, klingt denn das immer entsetzlich?“
Einheimischer: „Na — blos wenn man 'neinblöst!“

Der kleine Mathematiker.



Willi: „Sieh mal, Papa, den beiden Jungen da drüben.“
Vater: „Ja, der ist allerdings sehr dick. Wahrscheinlich wird er auch ebenso faul und gefräßig sein.“
Willi: „Nicht wahr, Papa, der friegt dann gewiß immer seine Keile mit der Stubifrute?“